

Mirant, der fahrende Sänger oder P. Laurenz von Schnifis

Autor(en): **Segmüller, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **21 (1927)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-123942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mirant, der fahrende Sänger oder P. Laurenz von Schnifis.

Von P. FRIDOLIN SEGMÜLLER O. S. B.

Wir begegnen hier einem weltlichen und geistlichen Sänger, dessen Leben und Wirken so eigenartig und merkwürdig sind, daß sie eine nähere Darlegung verdienen.¹

Für seine Jugendgeschichte sind wir auf seine eigenen Mitteilungen in «des Miranten wunderlicher Weg nach der ruhseligen Einsamkeit» angewiesen. Darnach war Johannes Martin am 24. August 1633 in der zur damaligen Grafschaft Jagdberg gehörigen Pfarrei Schnifis in Vorarlberg geboren, was auch das Taufregister von Schnifis bestätigt.² Er war armer Leute Kind; bis zum 12. Jahre hütete er die Schafe. Dann muß er mit Hilfe wohlthätiger Gönner die Studienlaufbahn betreten haben. Wo dies geschah, wer ihm Hilfe angedeihen ließ, das entzieht sich unserer Kenntnis. Möglicherweise hat sich das Stift Einsiedeln, welches damals schon die Patronatspfarre Schnifis besaß, des befähigten Knaben angenommen, wie des armen Ulrich Megerle,

¹ Als Quellen zu vorliegender Arbeit dienten: *Chronica Provinciae Helveticae* O. S. Francisci Capucinatorum. Soloduri 1884. (Diese selbst stützt sich in bezug auf unser Thema auf die ältern Ordenschronisten, die PP. *Ruffin Müller*, *Polykarp Kieffer* und *Jodocus Beusp.*)

P. *Augustin Ilg*, Der Geist des Kapuzinerordens

P. *Maximilian v. Degendorf*, Seraphischer Paradeiß-Garten, Salzburg 1664.

P. *Johann Bapt. Bauer* im «Vorarlberger Volksblatt» 1877.

Dr. *A. Ulmer*, P. Laurentius v. Schnifis, Bregenz 1900.

P. *Scheid S. J.*, Laurentius v. Schnifis, der Sänger vom Drusustal, in «Kultur», Wien 1907.

Franz Xaver Eberle, Domkapitular, die Maiandacht, «Augsb. Postzeitung», 15. Mai 1922.

Fidelisglöcklein, Bd. I, S. 108, 303 ff.

Sämtliche gedruckte Schriften, teils aus der Stiftsbibliothek Einsiedeln, teils aus der Bibliothek des Klosters Wesemlin, Luzern, durch Vermittlung des dortigen Bibliothekars, P. Adalbert, dessen Bemühungen und Mitteilungen wärmstens verdankt werden.

² Der Sänger nennt als seine Heimat das *Drusustal*, ältere Bezeichnung des Illtals, das von der Arlbergkette zum Rhein sich erstreckt.

des spätern so berühmten Abraham a Sancta Clara¹ (1644–1709). Andere vermuten, daß er die Klosterschule St. Luzi in Chur (das ganze rätische Vorarlberg gehörte diesem Bistum an) oder das Jesuitenkollegium in Feldkirch (1649 als Noviziat eröffnet) besucht habe. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß dem Hirtenknaben die lateinisch-deutsche Musikschule sich öffnete, welche um diese Zeit der Graf von Hohenems unterhielt. Zwar sagt er später in seinem Werke « *Futter über die Maultrommel* », er habe sich in seiner Jugend « gar wenig in lateinischen Versen geübt und sei allzeit ein deutscher Michel gewesen. » Doch ist dies poetische Übertreibung. Vernachlässigung des Lateinischen ging damals in geistlichen Schulen kaum an. Als er sich später, 1661, um eine Beamtenstelle bewarb, machte er als Empfehlung ausdrücklich seine Schulbildung geltend: « in Ansehung der absolvierten Studien. » Daß Martin eine vollständige, klassisch-literarische Schulung genossen, zeigt seine außerordentliche Vertrautheit mit den Prosaikern und Poeten des griechischen und römischen Altertums, wovon alle seine vorhandenen Schriften überreiche Proben liefern. Ähnlich müssen auch jene Selbstbekenntnisse als Übertreibung gewertet werden, die sein sittliches Verhalten in jener Zeit schildern sollen; Mirant apostrophiert sich selber:

Du warest voller Übermuts	Du scheinst voller Üppigkeit
Und gar zu freudensüchtig,	An Sitten und Geberden,
Ja, eines welterhitzten Bluts	Wirst in der Ausgelassenheit
Und ganz zur Herd' untüchtig;	Wohl bald ein Meister werden.

Ja, er wirft sich vor, er sei vor seiner « Bekehrung viel dümmer als ein Vieh » gewesen.

Wir hören lange nichts mehr von ihm. Erst wieder tritt er uns vor Augen als fahrender Sänger. Es ist ein unstetes Wanderleben, das seine Jünglingsjahre ausfüllt. War es Abenteuerlust, war es Wissenstrieb, war es Brotsorge — wir finden ihn bald in den berühmtesten Städten Deutschlands, die er mit seiner Laute durchzog. Er schiffte den Rheinstrom hinunter. Sein Name und sein Lied mußten bereits guten Klang besessen haben; er hatte sich « hochgeflogenes Lob

¹ In der zu Einsiedeln gehörigen Propstei St. Gerold lebt noch die Überlieferung, daß der nachmalige Abt Augustin Reding (1625–1692) daselbst einen überaus geweckten Küchenjungen traf, dessen Wesen und Benehmen ihm auffielen. Auf die Frage, ob er wohl studieren möchte, bejahte er es mit lebhafter Freude. Noch zeigt man das Zimmerchen, das Ulrich Megerle dort bewohnte. Urkundliche Dokumente über diese Beziehungen P. Abrahams zu St. Gerold und Einsiedeln fehlen allerdings.

geerntet». Am Hofe des kunstliebenden Fürstbischofs Erzherzogs Leopold Ferdinand in der «Silberstadt» (Argentoratum, d. h. Straßburg) fand er gastliche Aufnahme und Anstellung. Doch war seines Bleibens dort nicht allzulange; eine «heimliche Gewalt» trieb ihn fort, so schwer ihm auch die Trennung ankam. So gelangte er in die «vom buhlerischen Rhein angestrandete Ubierstadt», in das heilige Köln mit seinen «368 Kirchen, Kapellen und Klöstern». Dort hatte es ihm «eine Nachtigall, die er gar lieblich singen hörte», angetan. Friedrich Spees Trutznachtigall, erschienen 1665, übte wirklich mächtigen Einfluß auf Form und Inhalt seiner Dichtungen. Größer war noch der sittigende Eindruck auf das Seelenleben, daß der Sänger drauf und dran war, der Welt den Abschied zu geben und in eines der vielen Klöster und Gotteshäuser einzutreten. Doch «der verdammliche Respekt oder Ansehen der Menschen» errang den Sieg, daß er sich «der verächtlichen Mönchsgedanken schämte».

Unvermittelt taucht der Troubadour in Wien als Schauspieler auf. Sein Talent machte Aufsehen. Er muß Bedeutesendes geleistet haben, denn der Statthalter von Tirol, der Erzherzog Karl Ferdinand, berief ihn als Hofschauspieler in seine Residenz Innsbruck. Dort war schon 1653 das prächtigste Hoftheater Europas mit reichen Szenerien und Maschinerien, mit Flugwerken und Versenkungen eingerichtet worden. Der Hof zu Innsbruck bildete auf Jahrzehnte hinaus das Stelldichein für Künstler, Sänger und Dichter, das Weimar des XVII. Jahrhunderts. Im Jahre 1655 waren daselbst vom Erzherzog, anläßlich der Konversion der Königin Christina von Schweden, prunkvolle Festlichkeiten und Schaustellungen veranstaltet worden. Drei Jahre lang (1659–1661) wirkte nun «Hans Martin» als eine Art von Theaterdirektor und Dramaturg an der Hofbühne in gesicherter Lebensstellung. Er war vom Erzherzog «Daphnis», wie er ihn poetisch nannte, geschätzt und geehrt, mußte auf das Drängen des Fürsten seine Privatwohnung mit dem Hofschloß vertauschen und war als «des Fürsten Augapfel» von den Hofkreisen umworben und beneidet. Doch bekam er auch da den Wechsel des Glücks zu kosten, woran wohl seine Leichtlebigkeit schuld war. Früher schon war mitunter «seine Börse straff gefüllt, worauf wieder furchtbare» «Ebbe und Hungerleid» eintrat. Nachrichten aus Innsbruck besagen, daß ihm der Erzherzog ein Gnadengeld zukommen ließ, dann wieder, daß er ihm Milderung einer Kerkerstrafe verschaffte. Die näheren Ursachen und Umstände sind uns nicht bekannt. Während seiner «blumigen

Rosenzeit » hatte er viele « Glücksfreunde » und fand besondere Gunst beim weiblichen Hofstaat : « er stand beim Weibervolk in hohen Gnaden ». Vielleicht ist ihm gerade dies zum Verhängnis oder — zum Glücksstern geworden. Vorzüglich bewarb sich eine Hofdame, « eine Pfauin voll Stolzheit, eine falsche Bubin wie Dorilis » (bei Virgil) um seine Zuneigung. Ihre zudringlichen Schmeicheleien beantwortete er mit folgendem scheinbar ernstgemeinten Liebeslied :

Glückselig wär' ich ja,	Würdest hassen mich,
Wenn ich Dein eigen wär',	Vor Leid müßt' sterben ich.
Ach schönste Silvia !	O schändlich Krokodil,
Der ist glücklich sehr,	Der Dich nicht lieben will.
Den Deine Gunst bestrahlt,	Der liegt in Finsternis,
Der wird mit Gold bemalt,	Der an Dir hat Verdruß.
Drum' hast Du, Schäferin,	Bei mir nicht Platz noch Statt
Mein Herze, Lieb' und Sinn.	Ein' andre Hirtin hat.

Doch da steckte der mutwilligste Schalk dahinter. Verbindet man jeweilen einen Vers der ersten Spalte mit der entsprechenden Zeile der zweiten Kolonne, so enthalten die scheinbar ausgesuchten Schmeicheleien gerade das Gegenteil, eine bitterderbe Absage. Silvia, offenbar mit solchen Reimspielereien vertraut, fand den richtigen Sinn heraus. Der Mutwille kam dem Dichter teuer zu stehen ; sie verfolgte ihn von nun an mit glühendem Hasse.

Diese Hofintrigen und mehr noch die Not und das Elend einer tödlichen Krankheit öffneten ihm die Augen über die Nichtigkeit irdischen Glückes, sie bildeten den Wendepunkt seines Lebens. Von den Ärzten war er bereits aufgegeben, von seinen « Glücksfreunden » verlassen ; ja diese machten sich bei einer Tanzunterhaltung mit Hohn und Spott lustig « über den armen Hannsen Martin, der bald mit dem beinrauschenden, kapriolschneidenden Lebensdieb einen Tanz machen werde, welcher ihm nicht belieben dürfte ». Einsam und verlassen — sein Gönner, der Erzherzog, weilte fern und wußte nichts von seiner bedrängten Lage — fand er nur das Mitleid eines Priesters, der für sein leibliches und Seelenheil sorgte und ihn auf die Zuflucht der Sünder, auf die Mutter der Barmherzigkeit hinwies. Der Kranke schlief ein, bereits hielt man ihn für tot. Da hatte er « des Miranten erschrecklichen, aber auch trostreichen Einbildungstraum ». Er sieht sich vor Gottes Gericht gestellt, wo der Teufel mit dem Schuldzettel aller seiner Vergehen ihn höhnisch angrinst. Zur ewigen Verdammnis verurteilt und im Begriff, ins höllische Feuer zu stürzen, schreit es

laut auf, bekennt seine Sünden, und alsbald «tritt auf vergülzten Wolken eine hohe Frau herfür, lichter als die Sonne, schöner als die Morgenröte; sie läßt sich auf einen güldenen Sessel nieder und hat inniges Mitleid mit dem armen Miranten». Er nahm sich ein Herz und rief sie an: «Hochmögende Königin Maria, hilf deinem Knecht.» Und sie breitet ihren Mantel über den Versinkenden; doch muß er versprechen, die Welt zu verlassen und Gott in steter Buße zu dienen. Mit dem lauten Rufe: «Ich schwöre und gelobe es», erwacht er, getröstet und gestärkt. Mag der Traum sich wirklich so abgespielt haben, mag es eine «verblühte, in poetischer Weis beschriebene» Darstellung sein — genug, Mirant genas und beschloß, den Schauspielerberuf aufzugeben und die Welt zu verlassen. Nicht ohne Widerstand und schweren innern Kampf nahm er Abschied vom Hofleben und «von seiner Herzensdame», der Braut. «Ade, verböste Welt, Hof, gute Nacht!» lautet der Refrain eines von ihm gedichteten und komponierten Liedes, worin das Motto: «Das Lied ist aus, schlägt die Laute entzwei» ausgeführt, wird.

Vielleicht um diese Zeit, 1661, bewarb er sich um eine Sekretärstelle. Sei es, daß er sie nicht erlangte, sei es, daß sie ihm nicht zusagte oder daß der plötzliche Tod seines Mäcenas in Innsbruck, dem er eine lateinische Totenklage widmete, so tiefen Eindruck auf ihn machte: bald verlegte er sich auf ein anderes Feld, er erwählte den geistlichen Stand.

Wahrscheinlich 1664 ward er Priester. Wo er seine wissenschaftliche und aszetische Vorbildung auf seinen Beruf erhalten, wo er die Weihen empfangen, das alles entzieht sich unserer Kenntnis. Zu seiner Primiz lud er einen wirklichen oder fingierten Freund mit einem hübschen Gedichte ein, worin sich die Stelle findet:

Und Du, getreue Seele,	Komm, segne mein Beginnen,
Du unverfälschter Freund,	Den ersten Opfertag.
Dem ich mich hoch empfehle,	Ach, bleibe nicht von hinnen,
Dem meine Dienste sind:	Sonst fühl' ich neue Plag'.

Auch über seine erste Wirksamkeit sind wir nicht unterrichtet. Wohl möglich, daß er als Schloßkaplan beim Grafen von Hohenems weilte, den er in seinen beliebten Wortspielen und Buchstabenumstellungen als «Klarefried Seinbrich zu Hohenfrag» (Karl Friedrich zu Hohenems) feiert.

Kein Jahr vergeht, und wir finden unsern Mirant in klösterlicher Einsamkeit. Ob Philotheus, der ihn nach dem Bericht in der «Wander-

fahrt » dazu bewog, eine wirkliche Persönlichkeit oder die Allegorisierung seines gottsuchenden Geistes war, bildet wieder ein neues Rätsel in diesem vielbewegten Lebensgang. Am 10. August 1665 empfing der fahrende Sänger, 32 Jahre alt, im Kapuzinerkloster *Zug* das Ordenskleid und nahm den Namen des Tagesheiligen *Laurentius* an. Der Schritt kostete ihm anfänglich nicht wenig Mühe und Kampf. Doch mochte die Welt ihn noch so mächtig locken, wurden ihm die geistlichen Übungen oft so zuwider, « wie ungeschmackes Haberstroh », und wollte er manchmal « wie ein Rohr wanken » : der milde und kluge Novizenmeister P. Ignaz Dürler von Luzern richtete ihn immer wieder auf und gewöhnte ihn an gesunde, kräftige Geistesnahrung. Er fand den ersehnten Herzensfrieden, und der lebenslustige Poet und Schauspieler wurde ein ernster, mustergültiger Ordensmann.

So wechselvoll seine Wege und Wanderungen im Weltgetümmel waren, so einfach und ruhig spann sich sein Lebensfaden im Klosterfrieden ab :

O, wenn ihr Menschen wüßt',	Wie süß das Leben ist,
Wo das Gewissen frei	Der Sündentyrannei
Und flüchtig von der Welt	Allein an Gott sich hält :
Ihr würfet heute noch	Von euch das Sündenjoch.

Bald wurde er in die vorderösterreichische Ordensprovinz, die 1668 von der schweizerischen abgetrennt wurde, ins Kloster Konstanz versetzt. Wie uns die Ordenschronik berichtet, wurde er ein glühender Aszet und eifriger Arbeiter im Weinberg des Herrn, « an dem auch der Tadelsüchtigste nichts auszusetzen hatte ». Werke der Buße und der Seelsorge auf der Kanzel, im Beichtstuhl, am Krankenbett füllten seine Tage aus. Ansehnliche Ämter schlug er demütig aus. Nebenbei war er im Orden wie schon in der Welt ein köstlicher Poet und gab viele fromme und nützliche Bücher in Prosa und Vers heraus, obwohl er immer kränklich war. Eifrig übte er die Seelsorge und den Krankendienst und starb fromm im Herrn zu Konstanz am 7. Januar 1702, 68 Jahre alt, nachdem er über 36 Jahre im Orden gelebt. « Gott vergelte ihm alles reichlich, und der himmlische Herrscher kröne ihn mit dem himmlischen Lorbeer », sagt die Kapuzinerchronik von Konstanz.

Bei aller Lebensstrenge verstummte im Kloster seine Muse nicht. P. Laurentius suchte im Ordenstand auch durch seine *Dichtkunst* für das Heil der Seelen zu wirken, und zwar hat er seine zahlreichen Werke meistens, wenigstens je die erste Auflage, unter dem Pseudonym *Mirant* (Anagramm oder besser Permutation des Familien-

namens Martin) veröffentlicht. Hatte er früher durch sein Talent Weltruhm und klingenden Entgelt gesucht, so ließ sich jetzt seine Muse vernehmen zur Ehre Gottes, zum Lob der seligsten Jungfrau und der Heiligen, wie zur Ermunterung und zum Trost gottminnender und leidgeprüfter Seelen, aber auch zur Persiflierung von Torheiten und Lastern. Durch seine Dichtertätigkeit erlangte er ungesucht sich und seinem Orden allgemeine Hochschätzung, auch seitens der höchststehenden Personen. Der Kaiser Leopold I. hatte an seinen Poesien, besonders an der «Mayenpfeiff» solches Gefallen, daß er ihn feierlich zum Poëta laureatus krönte und ihn mit einem doppelten Diplom beehrte. Mirants Lieder, zu denen er selbst Melodien komponierte, fanden in weiten Kreisen Anklang und Beifall; von Katholiken und Protestanten wurden sie gelesen und gesungen.

Poetisch verklärt, wie sein Leben, war auch sein *Scheiden*. Am Vortag seines Todes ließ er sich ein frommes, von ihm verfaßtes Lied unter Musikbegleitung vortragen und starb dann friedlich, auferbaulich in seiner Zelle neben dem Saitenspiel sitzend.

P. Laurentius, der Mirant, war ein Liederdichter von Gottes Gnaden, einer der besten seiner Zeit, der würdig neben einem Friedrich von Spee, Angelus Silesius, Gerhard und Denis (Sined) steht, wenn er auch spät erst bei den Literaturhistorikern die verdiente Würdigung findet. «Mit seinem Ordensgenossen P. Prokopius von Salzburg ist er der bedeutendste Vertreter des geistlichen Volksgesangs in den Alpenländern.»

Seine Dichtungen zeigen tiefe Religiosität, glühenden Eifer für Glauben und Tugend, gepaart mit zartfrommer Milde und Innigkeit. Dabei fehlen keineswegs Stellen mit fröhlichem, gesundem Humor gewürzt und bisweilen Digressionen mit derbdrahtischem Einschlag, womit er Torheiten aller Art geißelt; mit heiligem Zorn verfolgt er Sünde und Laster. In Stil- und Versbau hat er sich an Friedrich von Spee offenbar trefflich geschult; an Sprachgewandtheit und Reichtum des Ausdrucks gemahnt er an seinen Zeitgenossen Arbaham a Sancta Clara.

Seine weltlichen Dichtungen und Theaterstücke sind verloren; der Verfasser scheint sie selbst vernichtet zu haben. Die erste Frucht seiner klösterlichen Muse ist: «*Philotheus oder des Miranten*, eines welt- und hochverirrten Hirten, nach der ruhseligen Einsamkeit *wunderlicher Weg*, entworfen von Mirtillen, einem des Miranten guten Freunde und Mithirten im Drusertal nächst dem Rheinstrom. Gedruckt

im gräflichen Markt Hohenembs. Anno 1675. Gewidmet dem Grafen Karl Friedrich von Hohenems und seiner Gemahlin Cornelia Luzia », unter den Namen « Phöbus und Daphne ». (Spätere Auflagen : Wien 1678 ; Konstanz 1689 usw.) Die vierte Auflage 1690 trägt den Autornamen : « Durch P. Laurentium von Schnüfis » und ist gewidmet Kaiser Joseph I. als « Perseus ». Es ist eine Schilderung der Verirrung und der Bekehrung des Dichters, ein poetisches Selbstbekenntnis, der Form nach eine Anlehnung an das Boethius Trostbuch « De consolatione philosophiae ». Abenteuerliche Erlebnisse, Träume, Visionen, Erscheinungen, phantastische Bilder und Gleichnisse wechseln in bunter Folge mit realistischen Darstellungen, gelehrten und moralischen Reflexionen, altklassischen und biblischen Reminiszenzen. Man möchte die Bekehrungsgeschichte fast für einen märchenhaften Roman halten, — so überraschend wundersam mutet sie uns an, wäre nicht der Kern der Erzählung durch anderwärtige Zeugnisse genugsam bezeugt.¹

Seine Absicht und Tendenz spricht der Dichter aus :

Zu Gottes Lob und Ehre fang' ich an zu dichten :
Ach daß es doch zum Heil den armen Sündern sei !
Will nach des Himmels Port die Segel herzhaft richten ;
So fahr' ich denn vom Land : Schutzgeister, steht mir bei !

Es soll werden ein « Lied von ewiger Liebe und Erbarmung », aber auch « von ewigen Freuden ».

Bereits haben wir oben gesehen, wie er seine Jugend in poetischer Übertreibung schilderte als « voll Übermut, freudensüchtig », zu seiner Arbeit « ganz untüchtig », « viel dümmer noch als ein Vieh ». So findet er denn :

Also nämlich ist die Jugend
Faul und träg zu jeder Tugend,
Zu dem Bösen flügelschnell.
Ihr Gemüt ist viel unstäter,
Als das wild Aprilenwetter,
Welches jähling trüb und hell.

Als eine seiner Verirrungen, wovon wir oben geredet, bezeichnet er auch die Modetorheiten, die Sucht nach « Kleidertrachten, die von

¹ In der ersten und zweiten Auflage entschuldigt sich der Verfasser wegen der « ungereimten Fabelsprünge und poetischen Grillen » ; er müsse sagen, daß er « keine französischen Hosen trage » und der « Fruchtbringenden Gesellschaft » (oder Palmenorden, gestiftet 1617 zur Sprachreinigung) « keinen Eintrag zu tun begehre. » In der dritten Auflage fügt er noch eine Allegorie Dorilis und Euadne hinzu, wodurch die Welt- und Hofgunst gesinnbildet werden.

der hohen Schneiderschule zu Paris kommen ». Von all seinen Verirrungen und Torheiten aber wurde er geheilt, indem er « wie Jonas im Kummersee getauft worden und wie Saulus vom Roß des Hochmuts herunterstürzte ». Da ward er inne, daß « am Hof kein Weg zur Thebais, wohl aber eine breite Straße zur korinthischen Lais » führe. Als er in höchster Not war, hat ihm Maria, « die himmlische Ariadne, den Faden der Rettung aus dem höfischen Labyrinth bereitet », So zerriß er die « goldenen Stricke der Hofehre und des Weltglücks », so sehr ihn Dorilis bald durch Schmeichelei und Krokodilstränen, bald durch Wutanfälle von seiner Gesinnung abwendig zu machen suchte ; er nahm für immer Abschied von « der treu- und ehrvergessnen Welt », und von « Adams Rippenstücken, voll der List und Tücken », wozu Klarefried (Graf Karl Friedrich) trauernd die Einwilligung gab. Nicht ohne Widerstreben des irdischen Menschen kam er zum Gottesfreund Philotheus oder Theophilus, der ihn zuerst mit Milde und Schonung in seine Zucht nahm, später aber « den Rauhhobel » ansetzte, um die Weltrinde gänzlich von ihm abzustoßen. Dabei behandelt er in schönen Allegorien verschiedene Tugenden, z. B. Geduld in Leiden (letztere versinnbildet durch scharfe, spitzige Steinchen, die hohl sind und einen süßen Kern der Gnade enthalten). Der Schluß rühmt das friedvolle, ruheselige Leben im Gegensatz zum unruhvollen Weltgetümmel und preist Gottes Barmherzigkeit. Dem Menschenkind aber, das sich gleich ihm verirrt, gibt er den Trost :

Es ist kein Sünder je so groß,
Der nicht könnt' Gnad' erwerben,
Er woll' denn in der Sünde Schoß
Elendiglich verderben.

Am bekanntesten wurde P. Laurenz durch sein Liederbüchlein : « Das *mirantische Flötlein*, geistliche Schäferei », Konstanz 1682, das er mit dem Begleitvers in die Welt schickt :

Hellklingendes Bußflötlein,
Sei mir ein treues Bötlein
An jeden Sündenstand
.... Geh' hin mit meiner Gunst
Zur Welt, die sündenvoll,
Lehr' sie die hohe Kunst,
Wie Buß' man wirken soll.

Das Ganze in der Einkleidung der vergilischen Hirtenidyllen (Bukolika) ist eine Allegorie. Clorinde (die Seele) wird vom Hirten

Daphnis (Christus) aus dem Sündenschlaf erweckt, geht in sich, verzweifelt aber fast beim Anblick ihrer Schuld und Schande. Doch von Daphnis belehrt und getröstet, erkennt sie die Güte Gottes aus dem Leiden seines Sohnes ; sie erwählt sich ein strenges Bußleben und erhält von Daphnis die Versicherung seiner Liebe. Doch neues Seelenleid kommt über sie ; sie wähnt sich vom Hirten verlassen (Prüfung der Seelenfinsternis), worauf er ihr in seiner ganzen Größe und Schönheit erscheint und sie für immer mit der Versicherung tröstet, daß sie von ihm nie getrennt werden solle, denn :

Durch den ernsten Bußesfleiß
Bist du worden lilienweiß,
Schön und rein,
Wie der güldene Sonnenschein.

Es ist eine Darstellung des Weges der Vollkommenheit auf den Stufen der Reinigung, Erleuchtung und Einigung. Man will in diesem geistlichen Schäferlied Zitate aus der Mystik des hl. Johannes vom Kreuz, ja sogar Anklänge an Calderon finden, was wohl möglich ist, da ja die Grundsätze der kirchlichen Aszetik und Mystik überall die gleichen sind.

Ein romanartiges, didaktisches Werklein, wie solche der profanen und religiösen Literatur jener Zeit eigen sind, führt den Titel : *Mirantische Waldschallmey oder Schul wahrer Weisheit*, der Pfalzgräfin und Kurfürstin Elisabeth Amalia Magdalena gewidmet. Konstanz 1688. Es führt uns einen vornehmen Jüngling Sophronius vor, der in einem Walde verirrt ist, und von zwei Frauen, Wahrheit und Redlichkeit an zwei Einsiedler, Bazholam (hebr. Weltverächter) und Alethinus (Wahrheitslehrer), gewiesen wird, die ihn die wahre Weisheit lehren sollen. Bazholam hält ihm täglich einen Vortrag über die Gebrechen und Fehler der Menschen, nach Art der Sittenpredigten Geilers von Kaisersberg oder besser in Anlehnung des damals vielverbreiteten Trostbuches *Speculum vitae*, von Graf Johann II. von Tirol, 1580 verfaßt. Darauf folgt eine « Waldschallmey », d. h. ein Sittengedicht des Alethinus, worauf der Jungherr bekehrt und beglückt heimkehrt.

Einige Gedanken aus dem Gedicht : Die wahre Weisheit besteht nicht in Vielwisserei, nicht im Haschen nach Würden und Ehren und Fürstengunst, nicht im Besitz von Geld und Gut, nicht in einem Leben des Genusses und der Wollust, nicht in Nachäfferei fremden Wesens

in Kleidung¹ und Sprache und Sitten und vorab nicht in abgefeimter arglistiger Politik :

Fragst Du, was für ein Wundertier	Im Wandel ist er höflich sehr,
Politikus doch sei,	Treulos in seinem Sinn,
So will ich es andeuten Dir	Nach des Macchiavellus Lehr'
Ohn' alle Schmeichelei.	Falsch wie ein' arge Spinn.
Politikus nichts andres ist,	Den Mantel henkt er nach dem Wind,
Als einer, der voll Trug und List	Ist zum Betrügen pfeilgeschwind,
Die Menschen hintergeht,	Scharfsichtig wie ein Luchs,
Auf keiner Red' besteht.	Arglistig wie ein Fuchs.

Wahre Weisheit hingegen, nur wenigen bekannt, bestehe in tapferer Bezähmung der Begierden und mannhafter Übung der Tugend.

Da Sophronius und sein Freund Fidus in der Einsiedelei ständig bleiben wollten, mahnten Bazholam und Alethinus die beiden, in die Welt zurückzukehren, das arme Deutschland bedürfe ihrer. Dort sollen sie die Gutwilligen belehren, und dafür sorgen, daß jeder Fürst den verummten macchiavellistischen Politiker vom Hofe wegjage ; nur so könne die Wahrheit und ihre Tochter, die Redlichkeit, wieder im Land Einkehr halten.

Einen ähnlichen Zweck der Sittenbesserung verfolgt auch die *Mirantische Maultrommel* oder *Wohlbedenkliche Gegensätze böser und guter Begierden*, Weltlust und Himmelslust, — der ewigen Seligkeit oder des Verderbens Haupt- und Grundursachen. Konstanz 1696 — eine Musengabe seines Alters. Nachdem er so arm und elend geworden, sagt der Dichter im Vorwort, daß er weder Harfe, Laute, Geige noch ein anderes fürnehmes Saitenspiel besitze, müsse er mit einer einfachen Maultrummel (Mundharmonika), die er beim Auskehren seines staubigen Hirns gefunden, ausziehen. Form und Stoff bietet ihm die Zusammen- und Gegenstellung der bösen und guten Begierden. Die Schilderungen sind Sittenpredigten gegen die menschlichen Verkehrtheiten und sittlichen Schäden aller Stände, reimweis, humoristisch, satirisch, doch wieder ernst strafend, bisweilen an bitterm Sarkasmus streifend, in vielen Teilen auch heute noch aktuell. Gute, sehr geschätzte Kupferstiche illustrieren den Text, der zum Teil auch lateinisch in schöner, metrischer Sprache gegeben wird.

¹ Scharf eifert er gegen die unanständige Kleidung der Frauen mit ihrer Entblößung, « woran man früher die öffentlichen Dirnen erkannte ».

Nachdem er den Irrgarten der Weltlust dem Paradies der himmlischen Begierden, Stolz und Ehrgeiz der Demut und Bescheidenheit, Anmaßung und Neid der Genügsamkeit und Liebe, Hang nach Geld und Wohlleben der Einfachheit und Mäßigkeit usw. entgegengestellt, kommt er zum Schluß :

Der Welt will ich beineben
Den Korb auf ewig geben.

Drei Jahre später erschien auf Drängen mancher Kreise eine Fortsetzung zur « Maultrommel » mit dem eigenartigen Titel : « *Futter über die Maultrummel* » oder Begriff, in welchem der jetzigen Welt ihr törichtes Beginnen in *lateinischen und deutschen Elegien* samt schönen *Sinnbildern* und neuen *Melodeyen* mit sonderbarem des Lesers Lust und Vergnügen an den Tag gegeben wird. Konstanz 1699. »

Zur Rechtfertigung der neuen Veröffentlichung sagt er, man habe ihn gefragt, warum er für seine Maultrommel kein Futter (Futtermal) hinterlassen habe. So habe er denn trotz Unpäßlichkeit und Alter ein papierenes Trommelfutter zusammengeflocht. Warum aber einen Mohren weiß zu waschen und die närrische Welt von ihrer Torheit abzubringen suchen ? Ja, er müsse wie Philander von Sittewald¹ bekennen, daß er der größte Narr sei. Weil aber auch viele gute Menschen an irgend einer Narrheit leiden, sei doch zu hoffen, daß diese beim Nachdenken ihre Narrheit ablegen. Wenn er, der allzeit ein deutscher Michel gewesen, Latein schreibe, so möge man ihm verzeihen und bedenken, daß wir im Alter wieder zu Kindern werden ; auch habe er den fürtrefflichen lateinischen Poeten Stoff zum Lachen geben wollen.²

Weil alles verkehrt gehe, bittet er Heraklit, den Immerweinenden, um seine Tränen, und den lachenden Demokrit um sein Weltauslachen. Als besondere Torheit findet er dann, daß die Herren Knechte werden, während die Knechte sich als Herren gebärden ; bei der *Sucht nach*

¹ Moscherosch, Die wunderbarlichen Gesichte Philanders von Sittewald, 1643.

² Humoristisch verwehrt er sich gegen den Vorwurf, daß er in der Angabe des Verfassers der « Maultrommel » geschrieben : « durch Fr. Laurentius » ; er wisse offenbar nicht, welchen Kasus das Wörtlein « durch » regiere. Doch meine er, daß im Deutschen die lateinischen Namen nicht dekliniert werden. Um den Lesern aber kein Deklinationsärgernis zu geben, wolle er hier sagen : « durch Fr. Laurentium », obwohl dies ein deutscher Barbarismus oder Sprachfehler sei. — Das dürften sich manche Gebetbuchverfasser merken, welche immer noch die undeutschen Wendungen gebrauchen : Durch Jesum Christum, in Christo, o Jesu, der Name Jesu (doppelt gefehlt, weil hier « Jesus » Apposition ist).

fremden Trachten und Kleiderhoffart sei es nicht zu verwundern, daß Deutschland mit Krieg und andern Plagen heimgesucht werde ; viele kleiden sich so, «daß man sie nicht mehr kenne und vielleicht Franzosen nenne» ; das komme wohl vom «Geruch der Gilgen (französische Wappen), der viele Deutsche betäubt». Eine schwere sittliche Torheit ist die *Untreue* ; eine weitere die Mode der *falschen Haare und Perücken* (Haarwidehöpfe nennt er ihre Träger). Dann geißelt er die *Gleißner*, *Ungläubigen* und *Macchiavellisten*, weiter die *Prasser*, *Verschwender* und *Spieler*. Auch die *Putzsucht* und die *Weichlichkeit* der Frauen, noch mehr aber der Männer ruft seinen Spott heraus. Ebenso findet er in den *fremden Kriegsdiensten* und in der *Reisläuferei* eine äußerst verderbliche Torheit ; noch ärger aber nehme die *Feigheit* und *Parteilichkeit* der Richter überhand, und das Grundübel sei *Übermut und Versinken im Irdischen*.

Das Fazit der 15 Elegien lautet :

Si Salmoniacae sacra sunt oracula linguae,
Fallit arithmeticon infatuata cohors.
Wenn Salomon die Wahrheit spricht,
So hat so viel der Toren
Die dumme Welt geboren,
Daß deren Zahl zu zählen nicht.

Den Schluß bildet ein Loblied auf Gottes Vorsehung, die doch durch ihre Weisheit und Güte alles leitet : *Hominum stultitia et Dei providentia mundus regitur*.

Jede Elegie mit je etwa 20 Strophen ist mit einem Kupferstich, teils allegorischen, teils historischen Charakters geziert. Der Text ist wie gewöhnlich mit biblischen, patristischen, historischen und mythologischen Reminiszenzen durchsetzt, was die Lektüre oft recht mühsam macht. Die Lieder sind, wie der Verfasser sagt, «mit einer nicht sehr schweren Melodie versehen, daß sie nicht bloß fürnehme, sondern auch schlechte Musikanten ausführen können.» Die ganze Darstellung ist so frisch, Sprache und Ausdruck sind so gewandt, die lateinische Übertragung so zierlich und elegant, daß ich dieses Werk trotz der ermüdenden Länge und anderer Fehler zu den vollendetsten der Mirantischen Muse zählen möchte.

Der treue Jünger des hl. Franziskus wollte auch seinem Ordensvater und einem seiner hervorragendsten Jünger ein Denkmal stiften in «*Vita et admiranda historia Seraphici S. Patris Francisci et S. Antonii de Padua, cum aeneis*», das ist «Wunderbarliche Histori

und Leben des heiligen Seraphischen Vaters Franzisci und des hl. Antonii von Padua, mit Kupfern ; Augsburg 1694. In lateinischen und deutschen Versen schildert der Dichter schwungvoll die Lebensschicksale der beiden Heiligen. Zum Schlusse findet er, daß der Heilige von Assisi

Der christlichen Kirche als Säule dasteht,
Welche der Neidwind mit nichten umweht,
Als ein Spiegel unsterblichen Lebens,
Stärke des Glaubens, der Hoffnung Treupfand
Christi Erlösung Gezeugnis beinebens,
Kahlen Gott'sleugnern zur ewigen Schand.

Geistreich ist die Einleitung zum Leben des hl. Antonius. Er richtet an die Mindern Brüder die Frage des ägyptischen Joseph : Sagt mir, lebt euer Vater (Franziskus) noch ? Die Antwort lautet : Ja, er, der im Leben schon abgestorben, lebt noch nach seinem Tode : er lebt fort in St. Antonius und seinen Söhnen.

P. Laurenz, «der Fürreiter Christi», hat auch die Gebetbuchliteratur bereichert. Es erschien aus seiner Feder : «*Clavis Coeli seu liber Precum*, Imperatrici Eleonorae inscriptus germanice, Augustae Vindel. 1700.» Diese Ausgabe ist dem Verfasser nicht bekannt. Dagegen scheint sie identisch zu sein mit «*Vielfärbiger Himmelstulipan*. 5. Auflage, Einsiedeln 1775 ». Der weitläufige Titel gibt einen Auszug aus dem ausführlichen «Blattweiser» (Inhaltsangabe) : Ein auserlesenes Gebetbuch, in welchem verschiedene, sehr schöne Andachten als Morgen-, Abend-, Meß- und Vesper-Gebeter, wie auch eine Zubereitung zur heiligen Beicht und Kommunion zu finden.» Die Gebete, kernhaft und kräftig, frei von Kochem'schen Übertreibungen und Abrahamischen Burlesken, atmen recht eigentlich den Geist der Kirche und zeigen uns den ehemaligen fahrenden Sänger und Schauspieler als echten Geistesmann. Wie schön ist der «Morgensegen». Heut' setze ich an meine Stirne die Fahne und das Siegeszeichen des heiligen Kreuzes, den triumphierlichen Titel Jesu Christi, des Heilandes, der mich heute vor aller Zerrüttung des Gemüts und des Leibes, vor aller Anfechtung der bösen Geister und schalkhaften Menschen, vor der Gewalt sichtbarer und unsichtbarer Feinde, vor Angst und Ärger, vor Sünd' und Laster, vor Unglück und Schaden, vor dem jähen und unvorgesehenen Tode bewahren wolle im Namen des Vaters usw. Vielbeschäftigten Leuten widmet er ein «Neuerwachsenes Frühblümlein», ein ganz kurzes Morgengebet. Ähnlich wie der «Morgensegen» ist der Abendsegen, vom Hausvater über seine Familie und sein

Gesinde zu sprechen. » Der unerschöpfliche Auktor bietet dann eine große Auswahl von Meß-, Buß- und Kommunionandachten, ferner Gebete für alle Feste des Herrn, der Muttergottes, und sehr vieler Heiligen, dann Gebete für alle Stände und in den verschiedensten Anliegen des Lebens in gesunden und kranken Tagen, wie für die Verstorbenen. Sie sind vielfach ein Spiegelbild der Anschauungen der Bedürfnisse und Nöten seiner Zeit.¹

Präzise dogmatische Schärfe und reiche Verwertung der Heiligen Schrift in leichter ungezwungener Sprache lassen in P. Lorenz einen ganz gewiegten Gottesgelehrten erkennen. Auch die Poesie kommt zu ihrem Rechte, wie die schöne Wiedergabe der Psalmen und der so schwer übersetzbaren lateinischen Hymnen, z. B. des Tantum ergo, des Stabat Mater usw. beweist :

Laßt uns das Geheimnis ehren,
Tief gebückt, mit Herz und Mund ;
Weicht ihr alten Bundeslehren
Diesem neuen Liebesbund.
Laßt euch durch den Schein nicht stören
Auf dem festen Glaubensgrund. — —

* * *

Christi Mutter, voll der Schmerzen,
Stand am Kreuz, betrübt im Herzen,
Als ihr liebster Sohn da hing. — —
Mutter, drück' des Sohnes Wunden,
Die am Kreuz mir Heil gefunden,
Tief in meine Seele ein. — —
Jesus, gib, daß wenn ich sterbe,
Durch die Mutter Sieg erwerbe
Und des Himmels Herrlichkeit.

Von P. Lorenz stammt auch der vielverbreitete Stationen- oder Kreuzweggesang :

Laßt uns Christen jetzt betreten
Des Erlösers Kreuzesbahn. — —
Endlich ist der Sieg errungen :
Jesus stirbt, die Gnad' erwacht ;
Tod und Hölle sind bezwungen,
Die Erlösung ist vollbracht. (12 Str.)

¹ So finden wir einen Abschnitt : « Wider die leidige Sucht der Pestilenz. » Kräftig tritt er dem damals so üppig wuchernden Zauber- und Hexenglauben entgegen und empfiehlt als sicheres Mittel gegen höllische Anfechtungen tägliche Empfehlung in den Schutz des Himmels.

Neuere Übertragungen, welche oft die seinige zu Grunde legten, sind vielleicht glätter, schwerlich aber gehaltreicher.

Nach P. Lorenzens Tode erschien noch « *das mirantische Wunderspiel der Welt* », auch lateinisch *Ephebia Mirantica*, Constantiae 1713. Es führt reimweis zwanzig Spiele vor : Kegel-, Brett-, Schach-, Damen-, Karten-, Billardspiel usw. und knüpft an jedes eine religiöse Wahrheit und eine praktische Nutzenanwendung.

Absichtlich wurde die Besprechung jenes Werkleins, welches auf die Folgezeit den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt, bisher verschoben. Es ist « *die Mirantische Mayenpfeiff oder Marianische Lob-Verfassung*. Dillingen 1692 », der Kaiserin Eleonora gewidmet. Die « Mayenpfeiff » ist ein Marienlob, das in drei Teilen je zehn Elegien auf die Muttergottes enthält, und zwar ist auf jeden Maitag Text und Melodie eines Marienliedes nebst einem Schlußgesang auf den 31. Mai angesetzt. Die Einkleidung erinnert uns wieder an die Bukolika : in zartem Liebesverhältnis besingt der Hirt Clorus (der minnende Menschegeist) die himmlische Hirtin Maria, die dem irdischen Sänger zu Trost und Freud bald als Lenzesbotin, als Reigenführerin des Maien, als Frühlingszephir, der uns den Tauregen der Erlösung gebracht, ferner als Paradiesesherrin, als Lilie unter den Dornen, als geheimnisvolle Rose, als Libanonzeder, als Mundschenkin des Liebesmets, wiederum als Frührot und Morgengestirn, als Sonnenkönigin und Mondenbraut, als Himmelsschiff, als blumenreiche Bellona, als Friedensfürstin, als unbesiegte Jungfrau, aber auch als kriegsgerüstete, schreckenverbreitende Amazone, als Seelenjägerin Diana usw. erscheint. Clorus weihet sich als treuer Knappe ritterlich ihrem Dienste, verzichtet ihr zuliebe auf Sinnlichkeit und Sünde, unterzieht sich Mühen und Beschwerden, um ihre Huld zu gewinnen, und schmachtet in Sehnsucht, ihr allerholdseligstes Angesicht zu schauen. Eine Probe :

So sei, o Frau der Gnaden,	Wo ich dann werd' empfangen
Mein Schiff, Maria Du,	Das Himmelsbrot durch Dich
Und fahre reich beladen	Und mit dem Goldvlies prangen
Mit mir dem Himmel zu,	Erfreuet ewiglich.

Der Schlußgesang hat Berühmtheit erlangt und wird mit einigen Modifikationen noch als Kirchenlied « Wunderschön prächtige » gesungen :

Sonnenschön prächtige,
Überaus mächtige
Himmlische Frau ;
Welcher auf ewiglich

Knechtlich verbinde mich,
Billig mein Leben,
Alles beineben
Kindlich vertrau'.
Für diese treu getane Pflicht
Nur zeige mir Dein Angesicht.

— — — — —

Weiche veraltete,
Runzelgefaltete
Häßliche Welt ;
Welche mit lügenden
Augenbetrügenden
Farben bestrichen,
Gar bald verblichen
Keine Farb' hält.

Nichts auf der ganzen Welt
Weder Ehr', Gut noch Geld
Trösten mich kann.
Alles, wie schön es auch,
Fliehet hin wie der Rauch ;
Schönste Gestalten
Ziehen die Falten
Vor der Zeit an.

Eine ist übrig doch,
Die mich kann trösten noch,
Wann ich betrübt. — —

— — — — —

Ei, so denn, schönste Frau,
Welche mit Gnadentau
Meine Seel' tränkt.
Wenn ich von allerhand
Kreuzen im Elendstand
Werde bekränkt :
Deine Gnad' wird mir Dein
Angesicht müssen sein,
Weil ich hier bin :
Maßen unwürdig ich
Völlig zu sehen Dich,
Bis ich zu Deiner
Gegenwart reiner
Scheiden werd' hin.

Allwo dann werd' ewiglich
O schönste Frau, anschauen Dich.

Etwas optimistisch urteilt ein neuerer Schriftsteller, das Vorbild,
das P. Laurenz in seiner Dichtung aufgestellt, übertreffe weit alle

Nachbildungen. Sicher gehört die « Mayenpfeiff » zu den besten Gaben der mirantischen Muse. Während sonst der reine Genuß beim Lesen der Lieder Mirants oft durch das Überwuchern des Lehrhaften und besonders durch die zahllosen, im Geschmack seiner Zeit liegenden Väter- und Klassikerzitate, historische Reminiszenzen und mythologische Anspielungen erschwert und gestört wird, tritt hier dieses Moment weniger stark hervor. Zur Stütze der vorgetragenen Wahrheiten bringt er mehr « Vernunftbeweise, damit die, so die Väter weniger achten, der Wahrheit nicht widerstehen können ». Die innigzarte mittelalterlich-franziskanische Mystik und Minnepoesie kommt hier zu ihrem vollen Rechte.

Der Sänger aus dem Drusustal ist durch seine « Mayenpfeiff » der eigentliche Begründer der *Maiandacht* geworden. Der Gedanke, nicht nur einen der zwölf Jahresmonate Maria zu widmen, sondern vor allem den Mai, und zwar jeden einzelnen Maientag, stammt von ihm. Die Idee des frommen Marienverehrs im Kapuzinerhabit erhielt sich längere Zeit, geriet dann aber in der nüchternen Aufklärungszeit in Vergessenheit, ja wurde von der josephinischen und wessenbergischen Richtung geradezu verpönt. Ende des XVIII. Jahrhunderts wurde der Gedanke in Rom wieder aufgegriffen, den Maimonat zu einer Sühneandacht für die Gottlosigkeit der Zeit zu benützen. Sie machte schon zu Anfang des XIX. Jahrhunderts großes Aufsehen und fand in gläubigen Kreisen freudigen Anklang. Pius VII. bestätigte sie und empfahl deren Einführung, und in wenigen Jahrzehnten eroberte sie den ganzen Erdkreis, ein sieghafter Erfolg des Miranten nach seinem Tode.

P. Laurenz Martin war ein echter Dichter ; er besaß eine reiche poetische Ader und eine sprudelnde Phantasie. Seiner Gewandtheit in Sprache, Ausdruck und Versbau entsprach sein tiefreligiöses Empfinden und sein glühender Eifer, gepaart mit zartinniger Milde und Andacht. Hatte er auch seine bestimmte Absicht, mit seiner Muse auf die Mitmenschen einzuwirken, so dichtete er doch aus innerm Drang und aus Freude an der Poesie :

Was kann doch auf Erden
Geliebet mehr werden
Als süßer Gesang ?
Was treibet vom Herzen
Behender die Schmerzen
Als lieblicher Klang ?

Die Musik allein
Die Tränen abwischet,
Die Herzen erfrischt,
Wenn sonst nichts hüflich will sein.
Die Musik vertreibt,
Vertilget, verschreibet

Nach Thule das Leid ;
Macht Hinkende springen,
Verzagende singen
Vor herzlicher Freud'.

Sie treibet die Feind'
Den Frieden zu schließen,
So daß sie wohl müssen —
Gezwungen — werden gut Freund.

Nach mittelalterlichem Vorbild war P. Laurenz Dichter und Tonkünstler zugleich. Die Vertonung seiner Dichtungen zeigt, daß er kein schlechter Tonsetzer war. Zur Wertung seiner Leistungen auf diesem Gebiet darf man nicht vergessen, daß sein Wirken in eine Zeit fiel, wo der alte kirchliche Choral in Abgang kam und der ernste Kirchengesang in Verfall geriet. Auch waren die mirantischen Lieder nicht zum Gebrauch beim Gottesdienst bestimmt, sondern zur Erbauung und Unterhaltung im häuslichen und geselligen Kreise verfaßt, wie er selbst sagt: «Nicht zwar eigentlich zu singen (in der Kirche), weil sie zu lang sind, aber dem Liebhaber der Musik zu gefallen, habe ich jeder Elegie ihre eigene Melodei beisetzen wollen.» Unwahr ist das Urteil eines Kritikers, die Melodien seien «eine vielfach jeden Inhalts bare Phrase». Wenn uns die Melodien, meist in Molltonarten, mit ihren Verzierungen und Verschnörkelungen auch oft etwas fremd anmuten, so finden sich «viele ganz gefällige und ansprechende Melodien, die sich dem Gedanken und Inhalt der Dichtung trefflich anpassen»; «in der «Mayenpfeiff» sind sie selbständig, kernig, meist mehr herb als süßlich» (Scheid). Man erinnere sich an die majestätische Vertonung des «Wunderschön prächtige». Zudem war ja der Dichter und Sänger mehr Kunstliebhaber als Künstler, der jedoch in Melodie und Harmonie Talent verriet. Ist er auch nicht von epochemachender Bedeutung für die Entwicklung des Kirchenliedes, so ist er doch ein vorzüglicher Vertreter des damaligen Volksgesangs.

Die Bedeutung des «Miranten» und der Wert seiner Dichtungen muß am Maßstabe seiner Zeit gemessen werden. Seine Eigenart charakterisiert treffend P. Scheid mit den Worten: Er besaß Feingefühl genug, um die Grenzen des Erlaubten wohl mitunter zu streifen, nie aber nach den damals geltenden Geschmacksregeln zu überschreiten. Diese Richtung hätte nur wenig gesteigert werden müssen, so wäre sie, wie bei so manchem Dichterling seiner Zeit (und wie bei vielen als bedeutend geltenden Schriftstellern des XVI. und angehenden XVII. Jahrhunderts) und bei manchen Nachahmern, der Geschmacklosigkeit verfallen. Es zeigt sich da der tiefste Unterschied zwischen Kunst und Mache — zum Ruhme des gekrönten Dichters von Schnifis im Drusustal.»